

Wagadu: A Journal of Transnational Women's & Gender Studies

Volume 3
Issue 1 *Water and Women in Past, Present and
Future*

Article 5

6-1-2006

The Heart of Undine: The Im/Possibility to Love Under Water

Ulrike Hugo

Follow this and additional works at: <https://digitalcommons.cortland.edu/wagadu>



Part of the [History of Gender Commons](#), [Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Studies Commons](#), [Race, Ethnicity and Post-Colonial Studies Commons](#), and the [Women's Studies Commons](#)

Recommended Citation

Hugo, Ulrike (2006) "The Heart of Undine: The Im/Possibility to Love Under Water," *Wagadu: A Journal of Transnational Women's & Gender Studies*: Vol. 3: Iss. 1, Article 5.

Available at: <https://digitalcommons.cortland.edu/wagadu/vol3/iss1/5>

This Article is brought to you for free and open access by Digital Commons @ Cortland. It has been accepted for inclusion in *Wagadu: A Journal of Transnational Women's & Gender Studies* by an authorized editor of Digital Commons @ Cortland. For more information, please contact DigitalCommonsSubmissions@cortland.edu.

Undines Herz: Eine Erzählung über die (Un-)Möglichkeit,
sich im Wasser zu lieben...

Ulrike Hugo

Für „Hans“

weil ohne dich
Undine nicht gegangen wäre...

Der Rhythmus der Wellen

Undine gab sich hin. Übergab sich dem Wehen ihrer Haare und fiel in die Leichtigkeit des Augenblicks hinein. Rhythmisch glitten die Hände über sie hin, lasen ihre Haut wie Laserköpfe, deren Berührung sie Zelle für Zelle wieder erkannte. Ein Teil von ihr sprach seine Sprache, klickte ein. Mit jeder Umdrehung des inwendigen Zahnrades, das sich in seines wälzte, schob sich ihr Körper der Lust seines Gegenübers entgegen und erhob sich auf den Wellen seiner Zärtlichkeit zum perfekten Gleichklang.

Etwas in ihr war glücklich.

Ebbe und Flut

Marie knöpfte die Bluse zu. Sie stand in der Mitte des Zimmers und roch die Blumen, die auf dem Tisch standen.

„Warum immer Rosen?“, fragte sie sich. Sie mochte Rosen, die immer währende Gaukelei der Liebe. Jede Blüte roch nach der Illusion, das ewige Glück in den Händen zu halten. Doch schon beim Brechen der Blumen war ihnen das Welken vorherbestimmt. Die Leidenschaft, die mit dem Tod beginnt...

Frederik kam ins Zimmer zurück, sein Blick lief rasch über ihren Körper. Er hatte sein Hemd übergestreift und legte sich auf das Lager am Boden. Mit einem sanften Ruck griff er Mariens Hand und zog sie zu sich herunter.

„Wenn wir fertig sind mit Reden, dann hört es auf“, stellte Marie fest. „Dann ist die Liebe nicht mehr leicht und überirdisch. Dann wird sie dunkel und staubig wie alles auf der Erde.“

„Bleib auf der Insel!“, forderte Frederick sie auf. Doch die Insel, ihre verwunschene Insel, lag nicht mehr jenseits der Grenzen. Sie hatte sich losgerissen vom Meeresboden und steuerte zielstrebig und unhaltbar auf die Küste zu. Mit einer einzigen Geste hatte sich der Boden unter Mariens Füßen verwandelt in eine bröckelnde Erdanhäufung, die immer kleiner wurde im lebensfeindlichen Salzwasser der Tränen.

„Ich hab Angst, dass wir untergehen!“ sagte Marie.

Frederick lag nahe am Ufer. Er sah die Wellen nicht, die sich hinter seinem Rücken vom Meer her auf sie zu wälzten.

Sie kauerte sich neben ihn, umfasste ihre Knie mit den Händen. Frederick rollte sich wie ein schützender Wall um ihren Körper und streichelte ihren Rücken. Wie friedlich er war, wenn sie mit ihm geschlafen hatte. Dann kehrte er zu dem zurück, was sie so an ihm mochte: Zu den Reden. Ihr würde das Reden genügen, hatte sie ihm gesagt. Sie hatte es ihm wieder und wieder zu erklären versucht. Und viele Monate lang hatte er ihren Wunsch respektiert. Wenn er sie ausgezogen hatte, lagen sie beieinander und er streichelte sie, während sie argwöhnisch beobachtete, wie sich ihre Brustwarzen versteiften und das Rieselnd der Salzflut über ihre Haut glitt.

Also gab es doch so etwas wie Lust in ihrem Körper.

Sie hatten lange nachgeforscht, woher der Bruch kam, der sie jedes Mal inwendig zerriss. Wodurch er ausgelöst wurde. Der Schmerzgang, der ihren Körper spaltete, sobald eine Hand ihn berührte. Dann lag Marie da, Frederick führte seine Hände über ihren Körper und Marie lauschte darauf, wie der Schmerz durch ihren Körper zog - und beide spürten sie hin, wann es passierte: Wann würde der Riss durch sie hindurch treiben und Marie von ihrem Körper trennen?

Doch so lange sie auch suchten: Sie fanden den Ursprung nicht.

So hatten sie sich das Ritual angewöhnt: Ein Ritual der Ankunft, das es Marie ermöglichte, ohne Worte in Fredericks Armen zu liegen.

Wie von selbst war es entstanden. Eines Tages stand es mit Marie in der Tür und sie erkannten es als ihre Chance, doch noch zueinander zu finden. Akribisch hatten sie den Ablauf ausgearbeitet und seine Bandbreite optimiert, ohne darüber zu sprechen.

Nachdem Frederick sie ein paar mal schon in der Tür zu küssen versucht und Marie sich ihm voller Pein entwunden hatte, hatte Frederick sich auf seine Beobachtung und sein Gespür gestützt. Mit einer perfiden Genauigkeit und einem nie versiegenden Wissendrang machte er sich ans Werk, Marie zu ergründen.

Führen ließ er sich von ihrer Angst. Sie zeigte ihm den Weg zu einer unbegreiflichen Ferne. Marie musste sich von Mal zu Mal erneut an das Ankommen auf der Erde gewöhnen. Es war, als vollziehe sie mit jeder Ankunft den Übergang vom Leben im Wasser zum Leben auf dem Land und doch erreichte sie immer nur die Übergangsstufe: Die Metamorphose des Fisches zum Reptil, das im Wasser schwimmen und an Land gebären und sich paaren konnte. Maries Verwandlung zum Menschen war noch nicht geglückt; und Frederick wusste das. Jedes mal spürte sie den Schmerz erneute, wenn Frederick sie zu früh in seine Arme nahm. Als sie sich losriss, dort in der Tür und hinab in ihre Tränen stürzte, begriff er sie plötzlich. Er spürte, dass er mit Marie in die Fluten springen musste, wenn er sie zu sich ans Ufer heran ziehen wollte.

Mit der Zeit lernte Frederick, wie er Marie halten konnte für den Augenblick, um sie zu nehmen, wie sie nicht war und doch zu sein wünschte. Mit diesem Wunsch nahm sie im Dasein Platz, sie nahm ihre Existenz vorweg, bevor sie sich erfüllte. Sorgsam spannte sie ihre Seele in den Wunsch hinein aus, Fredericks Nähe spüren zu können und zog sich an ihm in seine Wirklichkeit hinein. So liebte sie sich an ihrem Wunsch nach Nähe entlang in Fredericks Forderung nach Lust hinein und wusste, dass sie sein Drängen brauchte für ihre Verwandlung. Für ihren Übergang vom Kaltblut zum Warmblut, um irgendwann endlich doch zu ein, was jeder andere war: ein Körper mit einer Seele, fast schon ein Mensch: So fremd und sich selbst doch nah.

Es war ihre Sehnsucht, mit der sie ihn anstachelte, trotz ihrer Qual. Sie wollte, dass er sie hielt und nahm, auch wenn sie jedes Mal fast daran zerbrach. Gehalten zu sein im Augenblick, „Sein ohne Worte“, nannte sie es. Damit sie nicht wortlos zerrann zwischen seinen Fingern. Damit sie ausschied aus ihrer Unendlichkeit für einen Augenblick und ankam im Heute. Endlich sein. Sterblich. Nur dann, wusste sie, hätte ihre Qual irgendwann ein Ende.

Marie kam mit der Flut der Worte: Welle für Welle schwemmte sie sich näher an ihn heran. Und Frederick saß da und wartete, bis ihre Wasser sich in sanften Redeströmen über seine Haut ergossen. Jeder Satz war eine Liebkosung. Maries Sinnesorgane setzten sich in ihre Worte hinein fort. Erst dann, wenn sie aufhörte zu reden und ihre Worte das Zimmer um sie her anfüllten mit feuchten Worten der Pein: Wenn ihr wässriges Element die Luft um sie her durchtränkt hatte und Frederick nur noch Marie atmete: Dann nahm er ihre Hand und führte sie auf die Insel im Nebenzimmer. Er breitete die Decke am Boden aus und schichtete Kissen aufeinander. Er zog Marie aus, legte alles, was noch an ihre Herkunft erinnerte jenseits der Inselumgrenzung ab. Und dann nahm er sie. Stürzte sich in Maries Grenzenlosigkeit, in ihre nie enden wollende Entrückung, bis sie ihn mit sich riss, weit fort hinaus aufs Meer.

Nur dunkel ahnte Frederick, wohin es diesmal gehen würde, wenn Marie in der Tür stand. Das Ritual hatte nur formal den immer selben Ablauf. Das Wetter, das der Wind über Fredericks Insel trieb, färbte das Meer von Mal zu Mal in neuen Schattierungen.

Wasser und Luft

Als Frederick durch die Tür trat, war Marie mit einem mal da. Sie stand im Innenraum und schaute zur Tür, sah wie sie sich öffnete und schloss und Fredrick den Raum schon auf der Türschwelle ausfüllte. Da hatte sich die Welt in ihr geteilt und hatte Undine in sein Dasein gespült. Für einen Moment war der Vorhang gewichen und Fredrick war zu ihr durch gedrungen: Er hatte sie hineingezogen in seine Welt des Atems durch seine pure Anwesenheit.

Marie wusste, dass dies nicht der Anfang gewesen war. In einem Saal, weit wie das Meer, hatte sie ihn zuerst gesehen, untergegangen in seinen Schmerzen starrte er vor sich hin, als sein Blick sich mit einem mal in ihrem verfring: Sie sah den Tod um ihn. Da hatte sie Frederick in ihrer Nähe gespürt. Seine Wunde berührte Ihre Wunde und sie fing in ihn auf, der noch nicht schwimmen konnte in ihrer Welt und küsste ihn sanft, während sie mit ihm an die Oberfläche des Meeres zurück schwamm und ihn ans Ufer bettete.

Sie hatten später davon gesprochen, wie Frederick, innerlich wie gelähmt von dem plötzlichen Tod seines Freundes, in der Konferenz saß und nicht wusste, wohin mit seinem Schmerz. Marie aber, die in der Welt des Schmerzes verkehrte, hatte ihn empfangen in ihrer sanften Gewissheit, dass auch hier noch Leben möglich ist. Mit einem einzigen Blick hatte sie ihn zurück getragen ins Leben. Und Frederick hatte die Schönheit des Schmerzes in ihre gesehen und sich in ihre Melancholie verliebt. Marie war die Verkörperung des Schmerzes, der unter den Menschen wandelt. Er musste sie kennen lernen! Doch Marie lief davon, als er ihr nach ging und wich seinen Fragen aus, als er sich beim Essen neben sie setzte.

Es kam Marie vor, als verfolgte er einen geheimen Plan, um in sie einzudringen. Er wollte nicht einfach nur sie, Marie. Er wollte ihr Leben, ihre Worte. Jede seiner Fragen bedrohte sie, bohrte sich durch ihre Haut tief in ihr Fleisch hinein wie eine vergiftete Pfeilspitze und ließ sie blutend und gelähmt vor Angst zurück, noch bevor sie geantwortet hatte. Sie musste weg, weg von ihm und so lief sie nach der Pause, als sein Blick nicht ablassen wollte von ihr, aus dem Saal hinaus und verschwand. „Ich will diesen Mann nie wieder sehen!“ sagte sie im Taxi zu sich selbst. Monate später noch war sie wütend und voller Angst, wenn sie an ihn dachte. Nein, sie wollte ihn nie wieder sehen.

Als sich fast ein Jahr später die Tür öffnete und Frederick in den Seminarraum herein kam, wusste sie, dass es umsonst war: Er hatte gewartet auf sie, ohne Hoffnung und ohne etwas zu tun. Er hatte nicht versucht, sie zu finden. Und doch hatte er inwendig in sich eine Tür aufgemacht und sie offen stehen lassen, damit sie, Marie ihn finden konnte im Vorüber gehen. Dieser offen stehende Türspalt, die sich verzehrende Frage, die nach mehr drängte: Sie sah es an der Art, wie er verblüfft in der Tür stehen blieb und sie ansah. Er kam nicht auf sie zu. Er blieb zurück, ließ sich für einen Moment mit dem Strom der Menschen noch einmal hinaus treiben. Erst dann trat er ein und setzte sich zögernd an das Rednerpult ihr schräg gegenüber. Immer wieder schaute er zu ihr her und immer wieder drang er mit seinen Fragen in sie ein. Sie konnte sein Drängen spüren in ihrem Körper; und als er zwei Stunden später aufstand und in halb resignierter Hoffnung zurück zur Tür ging mit etwas verlangsamttem Schritt, als warte er doch noch auf ein Wunder, stand sie auf und ließ sich mit dem Strom der Menschen hinaus treiben. Sie ging nicht, nicht selbst. Es war etwas im Raum, das sie vorantrieb. Die Strömung des Tages, die ihre Richtung bestimmte. Immer langsamer wurde sie, alle anderen Teilnehmer waren längst hinaus gegangen an Frederick vorbei, der noch immer in Zeitlupentempo auf den Ausgang zu schlenderte. Es war genau in der Tür, unter dem Rahmen, wo sie aufeinander stießen.

„Sie hier?“ sagte er nur. „Ich habe nicht gehofft, sie wieder zu sehen!“ „Was wollen sie von mir?“ fragte sie ihn.

Er sah sie an, suchte nach Worten. „Ich will wissen“, sagte er schließlich. „Was wollen sie wissen?“ „Wer sind sie? Wer sind sie wirklich?“

Marie taumelte. Sie wollte weg. Sie wollte schreien. „Nein!“ Aber sie sagte nichts, drehte sich nur um für einen Moment und stützte sich an den Türrahmen. Es zog in der offenen Tür. Marie schüttelte sich. Er griff ihren Arm, als sie taumelte und schob sie hinaus. Sie schlossen die Tür nicht beim gehen. Marie warf einen Blick zurück: Der Raum lag leer und offen hinter ihnen, als hätte er nichts gesehen.

Dieser erste Kaffee für den sie vier Stunden brauchten. Der Redestrom, der ständige Luftzug zwischen ihnen – sie hätten die Tür doch schließen sollen, dachte Marie. Sie näherten sich von jeder Seite einander an, egal über welches Thema sie sprachen. Marie merkte nicht, wie Frederick sie zu sich zog, dass er sie bereits küsste, obwohl er nicht einmal ihre Hand hielt. Marie hasste Flirts. Diese offensichtlichen Vorboten sexueller Umtriebe. Wenn die Rede nur noch Vorspiel

war und nicht mehr sich selbst genügte. Mit Frederick war das anders. Marie ertrank in Worten. Und Frederick schwamm mit. Tauchte in ihren Antworten unter, ließ sie vorausschwimmen und zog dann nach in starken Stößen. Er war ein guter Schwimmer. Er machte keinen Wettkampf aus ihrem Gespräch. Frederick wollte wirklich wissen, wer sie war – und wo er sie treffen konnte. Auf welcher Insel. Er kam ihr nahe, sehr nahe, berührte sie sanft in seinen Gedanken – und trieb dann immer wieder zurück, hing ihren Worten nach, nahm sie auf. Erst dann schwamm er ihr nach und gab von sich etwas dazu. Marie wollte nur noch weiterreden. Er hielt ihr die Tür auf, als sie gingen. Marie sah die Straße und blieb stehen. Wie sollte sie zurück gehen, wieder in ihrer Welt ankommen nach diesem Gespräch? Die Luft brannte in ihren Lungenflügeln. Ihre Fußsohlen begannen zu schmerzen: Sie konnte nicht weiter gehen. Marie wollte tauchen, untertauchen, wegtauchen. Nur nicht atmen müssen, nicht an der Oberfläche der Rede bleiben, Alltagsworte, Alltagsgesten, Alltagsleben: Marie fand sich darin nicht. Verzweifelt sah sie Frederick in die Augen, zögerte auf der Schwelle.

Und wieder griff Frederick sie am Arm und zog sie hinaus. Sie würde überall hingehen, wenn er sie führte. Mit ihm würde sie laufen lernen, gehen unter Schmerzen, mit blutenden Füßen: Sie brauchte Frederick weil er ihr den Übergang ermöglichte zwischen den Welten. Es war Frederick, der die Tür öffnete, Marie herein ließ ins Leben und hinter ihr die Tür wieder schloss.

Undine lag im Netz. Einen Augenblick zu lang hatte sie das Treiben der Wellen oberhalb der Schaumkronen beobachtet. Die Luft war über ihr Gesicht gestreift und hatte in ihr die Sehnsucht nach Atem und Leichtigkeit geweckt. Ohne Gegenwehr ließ sie sich an Land ziehen.

Im Netz der Gezeiten

Es machte einen Unterschied. Es machte einen Unterschied, ob sie ihre Gedanken aussprach, oder nicht. Als sie mit Frederick im Kaffee saß und ihre Stimme reden hörte, merkte sie das. Die Worte vermehrten sich, formten sich neu und fanden eine ungewöhnliche Melodie: Ohne zu verstehen, was dort geschah, gestalteten sie sich zu Reden, ja zu Gesängen: Ihre Stimme konnte singen beim reden, ohne sich der Musik behelfen zu müssen! Wie schaffte er das bloß? Was machte er mit ihr, dass sie in seiner Nähe so reden konnte? Ohne darüber nach zu denken folgte sie seiner Einladung und besuchte ihn bei sich zu Hause. Und wieder redeten sie. Der Wein blieb unberührt, die Kekse auch: Marie konnte sich kaum noch an den Inhalt der Gespräche erinnern. Mit einem mal war es vier Uhr morgens und sie hatten nichts anderes getan, als zu reden! Sie wollte ewig so weiter reden! Doch Frederick rief ihr ein Taxi. Und Marie fragte sich später, Jahre später, ob dies schon Absicht gewesen war. Hatte er gewusste, dass sie an diesem Abend Nein gesagt hätte und nicht wieder gekommen wäre, hätte er sie zu berühren versucht? Wie viel wusste er an diesem Abend schon von ihr?

Die Worte, die Worte waren das Bindeglied. Das Rauschen der Worte, das ihr von der Meeresbrandung sang.. Mit Frederick kam die Gewissheit, dass die Worte nie würden aufhören müssen, dass es immer Rede gab mit ihm! Dass der Strom der Worte nicht mehr versiegen würde und dass sie, Marie, eine Stimme hatte mit ihm! Sie konnte es kaum erwarten, wieder bei ihm zu sitzen und weiter zu reden. Wie sehr bestand Marie damals schon aus Worten! Ja, was war sie denn überhaupt, ohne sie? Worte und Wasser waren eins in ihr: Während sie redete, entstand ihr Körper neu, wuchsen ihr Stimmbänder, durch die der Luftstrom, der ihre inwendigen Worte bewegte, hörbar wurde! Marie begriff es nun: Es brauchte einen Zuhörer, um sie das Menschsein zu lehren. Ihre stummen Worte, die sie nieder schrieb oder in einsamen Monologen in sich auf sagte, bekamen durch ihn eine Gegenwart: Die Zeit der einsam verschluckten Worte war vorbei. Wenn er zuhörte und ihre Worte aus ihrem Hals heraus flossen, dann wandelten sich die Kiemen zu Lungen und sie atmete, ertrank in Worten: Während sie redete, wurde die Unendlichkeit des Schmerzes in ihr überlebbar: Die Worte begrenzten die Zeit, der Schmerz floss heraus mit ihnen und dann, wenn Marie zu reden aufhörte: Dann konnte sie ihren Atem fließen spüren und einfach nur da sein!

Marie floh zu ihm wann immer das Wasser zu hoch stieg in ihr: Einmal in das Menschsein eingelassen, hatte ihr Körper die Wandlung schon erfahren: Ihre Lungen fassten das Wasser nicht mehr, die Bläschen in ihnen drohten zu platzen! So ertrank sie bereits im seichten Wasser,: Sie musste von neuem Schwimmen lernen, ohne Schwimmhäute zwischen den Händen und mit Füßen, die sich nur zum paddeln eigneten: Wie machten die Menschen das bloß? Wenn sie das Wasser so in sich steigen spürte und den Untergang fürchtete, das Wasser ihr schon zum Hals wieder heraus kam - dann stand sie wieder vor seiner Tür: Sie hockte sich in seinem Zimmer in eine Ecke, zog die Knie unter das Kinn und wartete darauf, dass die Worte hochstiegen in ihr. Bis Frederick sich auf das Sofa setzte und Marie zu reden anfing. Immer häufiger ging sie zu ihm. Immer stärker wurde ihr Drang, nach ihm: Als würden ihre Worte erlöschen, und sie mit dem Schmerz allein lassen, wenn Frederick nicht in ihrer Nähe war: Sie brauchte ihn zum atmen, brauchte ihn ebenso sehr wie ein Fisch das Wasser! Sie konnte nicht mehr ohne ihn sein, ohne seine Nähe, ohne die Worte, die nur bei ihm aus ihr heraus krochen, spröde erst, zäh, dann immer flüssiger, bis Marie sich selbst spürte, bis sie vibrierte, zitterte, voller Atem war. Und die Luft vor Worten troff, die sie, Marie gesprochen hatte! Sie liebte Frederick weil er sie zum reden brachte.

Doch Frederick reichte das Reden nicht. Marie erstarrte, als er ihr das sagte. Sie stand auf und ging zur Tür. „Wenn du jetzt gehst, brauchst du nicht wieder zu kommen“, sagte er. „Ich will nicht nur reden, ich will nicht der Hafen deiner Zuflucht sein, wenn du das Leben nicht erträgst: Ich will dich spüren!“ Er stand dicht hinter ihr, legte die Hand auf die Tür und hielt sie zu. Marie konnte seinen Atem in ihrem Nacken spüren. „Lass mich raus!, schrie sie. Ich will gehen!“ Gehen! Sie sah an sich hinab und starrte auf ihre Füße: Sie taten weh. Die Fußspuren, die vom Wohnzimmer zur Haustür führten, waren rot getränkt. Sie würde Fredrick nie wieder sehen, nie wieder mit ihm reden. Es war still in der Wohnung , still im Hausflur. Wenn sie jetzt ging, würde es auch in ihr still bleiben. Als Fredrick zur Seite trat und sie die Tür öffnete, hörte sie die Welle kommen. Marie drehte sich um. Die Welle kam direkt auf sie zu, wälzte sich als dunkelgrüne glatte Wand vom Sofa her. Marie konnte eben noch den Atmen anhalten, als die Wasserwand ihren Körper durchbrach, all ihre Worte aus ihr heraus schwemmte und in einer Sturzflut die Treppe hinab spülte. Sekunden später war sie vorüber. Sie sah der Leere hinterher, die der Welle folgte. Nichts war zurück geblieben. Sogar das Blut hatte sie von den Bodendielen gespült. Nur Fredrick stand immer noch hinter der offenen Tür, als sein nichts geschehen . Die Welle hatte ihn nicht berührt.

Als sie die Tür schloss, wusste sie nicht, warum. Das ist der Preis, dachte sie, als sie sich an die Wand lehnte, um nach Atmen zu ringen. Der Körper ist der Preis, den ich für meine Stimme zahle. Sie folgte Fredrick ins Wohnzimmer. Noch auf dem Rand des Sofas küsste Fredrick sie und öffnete den Reißverschluss ihrer Hose. Die Zimmertür stand offen. Marie schaute hinaus in den Flur. Wortlos sah er in ihre fernen Augen, als er kam. Ohne Worte schaute Marie an die ferne Wand.

Worte wie Wasser

Und doch: Wäre der Regen nicht gewesen – Marie hätte sich nicht zu ihm gelegt.

Erst als ihre Stimme schon ganz ausgetrocknet war und jeder Schritt blutig an ihren Füßen klebte, stand sie wieder vor seiner Tür. Monate waren vergangen, in denen sie keinen Kontakt zu Fredrick hatte. Sie war ans Wasser gefahren, an einen großen See, in dessen Tiefe sie sich stürzen wollte. Doch als sie sein Wasser sah, erkannte sie es nicht wieder. Marie wollte nicht am Grund eines Sees begraben bleiben, dessen Tiefe nicht die ihre war. Sie lauschte in die Wellen hinein, doch sie hörte keine Brandung, sah nicht des Wellengang des Meeres, in dem sie groß geworden war. Der Gebirgssee lag unnahbar und kalt vor ihr und er schien ihr in keiner Weise tief genug zu sein, um sie ganz fort zu bringen. Wenn sie schon fort ging, dann nicht hier! Es machte keinen Sinn, hier allein unterzugehen. Der Wellengang war nicht der ihre. Marie lief die große Brücke auf und ab, die über den See führte und starrte in das Wasser hinein. Es blickte ihr fremd und heimatlos entgegen. Sie konnte hier nicht bleiben! So war sie umgekehrt und zurück gefahren. Es regnete, als sie ankam und es regnete, als sie vor Fredricks Türe stand.

Fredrick sagte nichts. Er ließ sie mit ihren Worten herein, half ihr aus dem Mantel und bot ihr zu trinken an. Er saß auf dem Sofa und rauchte, als sie zu reden begann. Sie machten Konversation. Es war anders, diesmal, obwohl alles wie immer war. Etwas war mit Marie zur Tür herein gekommen und hatte Platz genommen zwischen ihnen. Zuerst fühlte es sich nach Abstand an, nach Kühle und Unnahbarkeit.. Dann merkten sie, dass es nicht weniger Nähe war, sondern mehr Raum: Sie füllten ihn zaghaft und ohne darüber zu reden mit dem Ritual, zelebrierten Maries Ankunft, damit Marie da sein und mit Fredrick schlafen konnte. Wenn er sie nur zuerst reden ließ! Und das tat Fredrick.

Und doch: Wäre der Regen nicht gewesen...

Als sie zur Toilette ging, hörte sie ihn: Sie stieß die Tür zum Schlafzimmer auf und sah die Tropfen auf das Vordach der Gaube fallen. Maries Sehnsucht schrie auf: Es klang wie Rufen unter Wasser. Sie war außer Atem, als wäre sie zu rasch aufgetaucht: Und dann wollte sie es spüren: Sie wollte spüren, wie die Tropfen auf ihre Haut prasselten, wenn der Körper durch die Wasseroberfläche brach und der erste Luftzug über einen hinzieht, sich mit dem Wasser des Meeres und den Tropfen der Luft vermischt: Sie wollte die Luft atmen mit jeder Pore ihrer Haut!

Nur an der Luft war das Wasser Tropfen für Tropfen spürbar: In unzähligen Berührungen klopfte sich der Regen auf ihre Haut, klopfte an und fragte nach ihr; Marie; als hätte sie schon eine Seele! Marie zog es dem Klang hinter her. Weshalb hatte sie diese Sehnsucht nach Wasser? Es war mehr als eine Metapher: Marie spürte das Meer, spürte die Kiemenatmung noch in sich. Die Luft war so trocken, sie laugte Marie aus. Sie hatte Frederick zu erklären versucht, dass es die Worte waren, die beide Elemente verbanden. Aber Frederick fehlte die Vorstellungskraft. Er hörte sich ihre Beschreibung an und am liebsten hätte er Marie in diesem Augenblick von innen her geliebt. Ja er wünschte sich manchmal, Marie auf einen Seziertisch legen zu dürfen und Schicht für Schicht ihre Haut und ihr Fleisch abzutragen, um nachzusehen, ob sie nicht vielleicht doch Kiemen hatte, tiefer, unter der Haut: Ob es noch Überreste ihres Fischdaseins gab. In diesen Momenten glaubte er, das sie wirklich eine Meerjungfrau war, ein Wesen, halb Fisch, halb Frau, das das Menschsein auf sich genommen hatte, um ihn, Frederick zu lieben. Marie hatte ihn aus seiner nüchternen Ungläubigkeit entrückt und den Glauben an eine andere Welt gelehrt. Sein Drang, ihr Geheimnis zu kennen, war so stark, dass er sich kaum noch zurück halten konnte: Er musste sie halten, musste sie berühren, ihren Körper ergründen: Immer tiefer wollte er eindringen in sie. Wie sie an diesem Tag dort stand in der Tür seines Schlafzimmers und ihm vom Auftauchen im Regen erzählte, wie sie die Luft in ihren Kiemen spürte als heißen, brennenden Schmerz: „Dass Luft weh tun kann, Frederick, hast du das gewusst?“ da kam er auf sie zu und zog sie zu sich heran – „Ich muss dich sehen“, flüsterte er erregt. „Ich musst dich sehen!“ Er schob ihr Oberteil hoch. „Zeig dich mir! Ich will sehen, wie du wirklich bist!“ Marie riss die Augen auf. „Ich tu dir nichts!“ flüsterte Frederick ihr ins Ohr. „Ich will dich nur sehen!“ Er wiederholte den Satz wieder und wieder. Die Worte verbanden sich mit den Tropfen vorm Fenster: „Nur sehen - nur sehen - nur sehen....“ Maries Blick fiel nach draußen, der Regenschleier vor dem Fenster kleidete sie in den Singsang der Worte ein. Frederick zog sie aus und legte sie auf sein Bett. Bewegungslos lag sie da, lauschte dem Flüstern und dem Regen, während er sie untersuchte, betastete, streichelte – er konnte nichts Ungewöhnliches finden an ihr. Alles sah menschlich aus – und doch: schimmerte ihre Haut nicht blasser, durchscheinender, als er das von anderen Frauen kannte? Fredericks Erregung wuchs. Er hatte sie bis eben noch an Schultern und Armen gestreichelt, sanft und rhythmisch. Nun strichen seine Hände in weiten Bahnen über den reglosen Körper hin. Er rollte ihn auf die Seite und fuhr mit den Händen die Umrisse entlang, wieder und wieder die Berg- und Talfahrt über Schulter, Taille und Hüfte, bevor er zu ihren Beinen überglied. Dann drehte er sie mit einem Griff auf den Rücken und kniete zwischen ihren

Beinen. „Nein!“ rief sie und presste ihre Schenkel zusammen.. „Nur sehen“, sagte Frederick. Ich tu dir nichts!“ Marie zuckte zusammen, als er ihre Beine öffnete. „Nur sehen?“ fragte sie und er nickte. Sie starrte Fredrick an, die Lippen zusammen gepresst, die Augen weit aufgerissenen, als seine Hände ihre Schenkel öffneten und sich ihren Weg suchten in Maries Schoß hinein. Er streichelte ihre Lippen, bis sie nass wurden und pulsierten, während er über ihr kniete und seine Augen jede Regung in sich aufsaugten und festhielten.

Marie schluchzte auf. Ihr Körper schüttelte sich. Frederick konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sie hatte beide Arme vor das Gesicht gepresst und schluchzte. Frederick tauchte aus ihrem Schoß auf: Er griff ihr Gesicht mit beiden Händen. Seine Augen flogen hin und her, lasen in ihren Gesichtszügen.

„Warum? Warum weinst du?“ –

„Ich, es, es tut mir leid! Es tut mir leid!“

„Was?“

„Dass es so schwierig ist mit mir!“

„Es ist nicht schwierig mit dir. Du bist in dir selbst schwierig!“.

Fredrick wollte immer weiter neben ihr liegen, sie ansehen, streicheln, mit ihrem Schmerz durch ihren Körper ziehen: Maries Schwere, ihre Traurigkeit stachelten ihn an, immer tiefer einzudringen in ihren Schmerz.

„Ich hab mich in deine Melancholie verliebt. Dein Gesicht ist das wunderschönste Abbild des Schmerzes.“

Es hatte etwas mit ihren Worten zu tun, aber nicht nur. Dass jemand so schön leiden konnte! Dass jemand den Schmerz in solchen Worten zu fassen bekam! Er hätte ihr stundenlang zuhören können. Einfach nur dasitzen und sie ansehen in ihrem Schmerz: Die lebendigste, schönste Pieta, die ein Künstler je geschaffen hatte! Wie ihre Hände sich zu ihren Worten bewegten und sie in langen Bögen ihr Haar aus dem Gesicht strich; und die Stimme; wie sie sich in immer wieder überraschenden Variationen zu ihrem Singsang aufschwang, Nuancen aus den Sätzen holte, die kein Instrument hervor bringen konnte: Die Stimme: Als würde Marie singen und doch erzählte sie nur: Worte ohne Handlung; und doch war alles in ihr so bewegt! Jedes einzelne Wort war ihm bekannt. Doch wie Marie sie kombinierte, wie sie Begegnungen zwischen den Worten schuf,

machte sie jedes Wort einzigartig und neu in seiner Bedeutung: Es öffnen sich Welten: Nie geahnte Welten: Dass Schmerz so lustvoll sein kann, so abgründig und tief und doch getragen in Sanftmut und Güte, selbst wenn der Schmerz sich längst in ihr überschlug!

Er liebte das Kunstwerk, das Marie schuf, wenn sie sprach; doch während sie sprach, wuchs sein Drängen, ihr näher zu kommen. Er wollte sie halten, wollte das Leben spüren in ihr, wollte dass sie ihn mit hineinnehme in ihr Werk, dass er es von innen her berühren und mitgestalten durfte; und er, Fredrick, wollte als Fußnote zu ihren Worten in das Leben eingehen! Seine Lust, mit der er Marie zu erwecken versuchte, wurde der Bogen, mit dem er über Mariens dunkle Seiten strich, um ihr nie gehörte Töne zu entlocken.

Eine Weile war es still. Marie hatte aufgehört zu schluchzen. „Ich will kein Kunstwerk sein.“ sagte sie fast tonlos

„Du bist doch auch der Künstler!“

Dass Menschsein so schwierig ist!

„Kannst du das, Frederick: Kannst du mich glücklich lieben?“

„Ich kenne keine glücklichen Künstler. Glück ist eine Illusion für einfache Menschen, die das Leben in ihren unendlichen Facetten nicht zu ergründen verstehen wie du.“

„Dann will ich nur Mensch sein“, sagte Marie. Doch dazu müsste sie die Stille ertragen lernen: Den Atemzug der Stille zwischen den Worten ausdehnen, bis der Drang nachließ, die Wirklichkeit zu benennen und den Augenblick in Echtzeit zu erzählen. Marie konnte das nicht. Sie musste reden, sonst gab es sie nicht. Darum floh sie ja zu ihm: Um Gegenwart zu spüren. Wenn sie schwieg, wenn sie verstummte, dann war es, als würde ihr Atem still stehen: Und ihr Blut wurde schwarz und schwer:

„Ich ertrinke Fredrick! Ich ertrinke in den nicht gesagten Worten! Lass mich reden, Frederick! Lass mich reden, bis ich da bin! Und dann, wenn ich angekommen bin in diesem Heute, dann nimm mich: Halt mich in deinen Armen, bis ich mich fühlen kann; bis ich dich fühlen kann und spüre, dass ich eine Frau geworden bin!“

„Wann, wann ist das? Wann bist du angekommen bei dir? Wann darf ich dich nehmen?“

„Ich weiß es nicht. Frag nicht.“

Auf Meeresgründen

Von nun an kam Marie, wann immer sie wollte. Anfangs rief sie noch an, dann kam sie unangemeldet, um nur in seiner Nähe zu sein.

Sie dachte schon bei der Herfahrt daran, wie sie ihn noch in der Tür küssen würde. Wie er in der Tür stand, sie ansah und sie ihm entgegenlief, die Arme weit ausgebreitet. Schon beim Fahren übte sie das Tempo: Schneller und schneller radelte sie, um nur ja bald bei ihm zu sein. Doch schon vor der Haustür dann, wenn der Klingelton sein Signal gab, klopfte ihr Herz unregelmäßiger und sie stellte etwas bedächtiger als erwünscht das Fahrrad im Schuppen ab. Dann stieg sie die Treppe hinauf, und wurde langsamer und langsamer mit jedem Schritt. Die Welle kam ihr entgegen. Wann immer sie hinauf stieg, floss das Wasser hinunter. Und wenn sie dann gegen die Fluten an gestiegen war, wenn alle Worte hinab gespült waren und sie ganz leer oben angekommen war, wenn die Tür sich öffnete und er in der Tür stand und ihr entgegen sah - dann blieb sie kühl und höflich und kein Kuss, keine Regung verriet, dass sie gespannt darauf war, wie es diesmal sein würde: Dass sie Spaß fand an Fredricks Umarmungen.

Sie brauchte den Übergang. Das Sitzen und Reden. Den Weg vom Wohnzimmer nach nebenan. Fredericks Aufmerksamkeit, sein Lauschen, bevor er ins Handeln kam. Sein Ohr, bevor seine Hände sich den Zugriff sicherten.

Immer stand er irgendwann auf, wenn Maries Worte zu Ende kamen und öffnete die Tür zur Bibliothek. Zwischen Schreibtisch und Bücherregalen, sorgsam gestaltet, schlug er das Lager für sie auf, breitete die Decke auf dem Boden aus, schichtete Kissen darauf und lehnte Bilder an die Seiten der Bücherregale. Und Marie folgte ihm. Anfangs redete sie weiter, wenn Fredrick sie auszog, als bemerke sie nicht, was er tat. Erst nach ein paar Wiederholungen legte sie von selbst die Kleidung ab: Sie hatte sich an den Ablauf gewöhnt, das Ritual griff ein, suchte sich von allein seinen Weg durch sie hindurch und Marie, ungewohnt in diesen seichten Gewässern zu schwimmen, gab sich der lauen Strömung hin und folgte ihren sanften Stößen. Und sie wuchs über sich selbst hinaus und schlief mit ihm, wie noch nie eine Frau mit Fredrick geschlafen hatte.

Und doch behielt Marie immer etwas zurück. Sie küsste Frederick nicht. Nicht von sich aus. Sie wich seinen Küssen aus. Die Mund-zu-und-Berührung wollte ihr einfach nicht gelingen. Sie fand keine Zugang zu Fredricks Lippen: So küsste sie sein Ohr, untersuchte es mit ihrer Zunge, suchte

sich einen Weg in es hinein: Wohin krochen ihre Wort in ihm? Wo setzten sie sich fest? - Sein Mund war das Problem. Marie wusste nicht, wie sie Frederick das erklären sollte. Sie wollte Fredrick in ihren Küssen mit sich ziehen, einladen, mit hinab zu tauchen, über die Flüssigkeit der Worte einzudringen in ihre Welt. Doch Fredrick kam nicht mit. Er berührte ihre Lippen mit seinen Lippen. Seine Zunge tastete sich zu Maries Zunge vor, seine Zähne stießen an Maries Zähne. Und doch: Sein Speichel floss einfach nicht mit Maries Speichel in ihre Höhle hinein. Irgend etwas stimmte nicht. Fredrick hatte kein Mundstück, das zu ihren Lippen passte. Was war es nur, dass seinen Mund so fern von ihr hielt? Sie fragte ihn nach seiner Arbeit und es dauerte eine Weile, bis er zu reden anfing. Doch Marie verstand seine Sätze nicht. So sehr sie sich auch bemühte: Seine Worte fanden keine Schnittstelle zu ihren Worten.

Maries ging nun immer häufiger zu ihm, fuhr immer schneller auf ihrem Rad ihm entgegen und stieg immer hoffnungsloser die Treppe zu ihm hinauf. Wenn sie aber fertig waren mit den Worten und hinüber gingen ins Arbeitszimmer, liebte sie ihn von mal zu mal in stärkeren Wellen, als könne sie ihn nur hier erreichen und ganz in ihr Leben ziehen. Doch wenn die Worte zu Ende geredet und die Liebkosungen zu Ende gestreichelt waren, stieg das Wasser wieder; und Marie konnte nicht verstehen, weshalb Frederick die Wellen hinter seinem Rücken nicht ans Ufer schlagen sah...

„Du achtest meine Arbeit nicht!“ sagte er zu ihr, als sie wieder einmal unangemeldet bei ihm auftauchte. Sie hatte ihn heute schon dreimal angerufen, die ganze Woche über hatten sie mehrmals täglich telefoniert. Marie hatte diesen Traum gehabt, in dem Fredrick auf ihr durchs Wasser ritt und dann sein Mundstück von der Geschwindigkeit zerbrach wie eine Tasse aus zartem Porzellan, die zu Boden fiel. Und Marie war hinab getaucht in die Fluten und hatte die Scherben zu halten versucht, die tiefer und tiefer sanken...

„Du achtest meine Arbeit nicht!“ Die Scherben schnitten ihr ins Fleisch, doch Marie griff nur noch fester nach ihnen und tauchte noch zielstrebig hinab, um auch den Rest zu finden.

Dreimal hatte sie ihn angerufen und mit ihm zum reden zu bringen versucht. Doch außerhalb ihrer Worte gab es kein Gespräch zwischen ihnen. Die Worte flossen nur dann zwischen ihnen, wenn Fredrick mit in ihr Reich kam, sich zu ihr legte: Doch Frederick taumelte von mal zu mal mehr unter Wasser.

Er sagte, er wolle sie seltener sehen. Er brauche Abstand zum arbeiten. Sie solle nur zu ihm kommen, wenn sie verabredet seien. So trafen sie sich erst einmal in der Woche, dann vierzehntägig, dann einmal im Monat. Die Scherben sanken immer tiefer dahin; und Marie folgte ihnen.

Sie solle schreiben, sagte er. Wenn sie es nicht aushielte, solle sie ihm schreiben. Also schrieb Marie. Anfangs waren es Briefe, dicke Briefe, die sie Seite für Seite am untere Blattende nummerierte. Täglich schrieb sie Fredrick einen Brief, in dem sie ihm von ihrer Sehnsucht nach ihm erzählte und beschrieb, was sie dachte, fühlte und tat und ihn bat, ihr doch auch von ihm zu erzählen. Doch als dieser Brief immer länger wurde und nie eine Antwort kam, machte sie mehrere Briefe daraus. Es gab nun einen Morgen-, einen Mittag- und einen Abendbrief, der jeweils durchnummeriert war, Seite für Seite. Zuerst schickte sie die Briefe noch mehrmals täglich ab, wann immer ein Brief fertig war. Dann nummerierte sie die Brief eines Tages durch und packte einen Tagesbrief daraus, lief einmal am Tag zum Briefkasten und warf ein dickes Bündel hinein. Fredrick nahm sich eine Zweitwohnung zum arbeiten, weit oben auf einem Berg, ohne Telefon und ohne Postadresse: Er brauchte eine mariefreie Zone, sagte er, damit er sich konzentrieren könne. Unten in der Stadt wäre die Luft so feucht geworden, dass er nichts anderes als Marie atmen könnte. Die Post erreichte Fredrick also nicht mehr jeden Tag, und so fing sie an, die Briefe zu sammeln. Dann verhaspelte sie sich irgendwann beim Eintüten der Seiten: Sie konnte den Morgenbrief nicht mehr vom Abendbrief unterscheiden. Und so ging sie los und kaufte Schulhefte: Das waren 16 zusammen geheftete Seiten, die sie nur umblättern brauchte und die eine Ordnung bereits vorgaben! Und Marie schrieb und schrieb. Doch je mehr sie schrieb, desto einsamer wurde sie, desto mehr fehlte ihr sein Hören. Ihre Stimme trocknete aus. Sie wollte reden, nicht schreiben, sie wollte Fredrick sehen, nicht träumen, wollte spüren, wie die Verwandlung Gestalt annahm in ihr und sie, Marie, ankam bei sich, bei Fredrick, im Leben. Doch Fredrick entzog sich und sie wusste nicht, warum. So sank sie tiefer und tiefer und Fredrick zog sich weiter und weiter auf seinem Berg zurück.

Von Zeit zu Zeit fuhr er in die Stadt und holte die Post aus dem Briefkasten. Maries Hefte las er bündelweise zu festen Zeiten, um ihre Energie zu strukturieren. Er hatte einen Sessel, in dem er nur ihre Briefe las, ein festes Leseritual, das ihn mit der Umgebung in seinem Raum verband, damit Marie ihn nicht zu sehr in ihre Welt ziehen konnte. Von einem Mariebesuch zum nächsten

dauerte es nun schon mehrere Monate. Doch ihre Briefe las Frederick regelmäßig nach seinem eigenen Rhythmus.

Maries Gesänge wiederholten sich: Wieder und wieder schrieb sie neue Variationen des Schmerzes auf die unzähligen Seiten. Doch es half nicht: Ohne Fredricks Ohren klangen sie nicht: Sie standen nicht im Raum, öffneten ihr keine Weg zurück ins Meer!

Als Marie es nicht mehr ertrug, nicht gehört zu werden, hörte sie auf zu schreiben. Sie packte die Hefte weg und schwamm dem Schmerz entgegen.

Am Meeresboden angekommen, sah sie Fredricks Scherben in ihrem Schmerz liegen. Ihr wurde schwindelig. Sie las die Scherben auf und fügte sie wieder zusammen; und sein Mund begann zu reden:

Von Fredricks Faszination erzählte er, die ihn fast sein Leben gekostet hatte. Er konnte nicht lange genug schwimmen, er brauchte eine klare Struktur, die ihn über das Wasser trug, um Maries Schmerz zu begegnen. Dieses Schiff war irgendwann unter gegangen, als Fredrick die Ausmaße des Schmerzes zu ahnen begann. Da waren Maries Wasser ihm schon weit über den Hals hinauf gestiegen. Und doch hing er an ihren Lippen und ließ sich von ihren Reden weiter hinab ziehen in ihre Welt, bis er bewusstlos wurde. - Frederick ertrank in ihr. Sein Leben fand keinen Halt im Wasser. Maries Fluten rissen sein Leben mit sich weg und er konnte ihr nichts mehr erwidern. Je näher er ihr kam, je mehr er ahnte von ihrem Schmerz, je deutlicher Marie seine Umrisse nachzuzeichnen begann und ihn zu benennen lernte, um so mehr graute es Fredrick vor ihren Worten: Der Schmerz verdichtete sich, wenn Marie sprach, nahm eine Gestalt an, die Fredrick in seinen Träumen verfolgte: Und Marie wurde unerträglich für ihn. Er wusste nicht, wie er am Ufer bleiben und doch mit ihr zusammen sein sollte. Er konnte nicht leben mit ihr, und er wollte nicht ohne sie sein.

Das Bindeglied waren Maries Worte, hatte sie das nicht immer wieder gesagt? Wenn sie ihm schrieb, dachte er, konnte er ihr in ihren Worten nahe sein und er blieb für alle Zeiten in ihren Lebenstext eingeschrieben.

Marie tauchte zur Wasseroberfläche zurück und fuhr zu Fredericks Wohnung. „Ich bin gekommen, um meine Briefe zu holen“, sagte sie, als er ihr die Tür öffnete. Fredrick startete sie an. Er regte sich nicht. „Du hast mir nie zurück geschrieben.“ Fredrick nahm die Hand von der

Türklinke und Marie stand in der offenen Tür. „Ich werde nicht gehen, bevor ich sie wieder habe.“ Fredrick drehte sich um und ging ins Arbeitszimmer. Er kam mit einem dicken Bündel zurück. „Sind das alle?“. Fredrick nickte. „Leb wohl!“, sagte sie.

Es war Marie, die Frederick zurück trug ans Ufer. Unbemerkt blieb sein Mundstück auf der Türschwelle liegen. Und Marie nahm ihre Worte und ging.

Der Schaum auf den Wellen

Marie sah dem Spiel des Feuers zu, bis es Abend wurde. Seite für Seite riss sie die Briefe aus ihrem Schmerz heraus und warf sie in die Flammen. Undines Herz öffnete sich und schäumte ein letztes Mal auf, als Marie die Asche ins Meer streute. Undine übergab sich seinem Rhythmus und lachte mit dem Schaum auf den Wellen, bis auch die letzte ihrer Silben untergegangen war.

Etwas in ihr war glücklich.